

37. Sitzung der Handelskammer Wiesbaden.

(Schluß.)

Einheitliches Maß- und Meßsystem für den Verkehr mit Leder.

Die Handels- und Gewerbekammer Ludwigshafen hat darauf aufmerksam gemacht, daß im Verkehr mit Leder Mängel bestehen, seitdem die meisten deutschen Fabriken einige Lederarten nicht mehr wie früher nach Gewicht und Stückzahl, sondern nach amerikanischer Sitte, nach Quadratfuß oder Quadratmeter, verkaufen. Bei der Ausmessung wird nur nicht ein einheitliches Maß angewendet, sondern es werden verschiedene Quadratfüße und auch Quadratmeter gebraucht. Die Ausmessung selbst erfolgt ebenfalls in verschiedener Weise, bald mit Spezialmaschinen und bald mit der Hand. Es kommt es, daß jeder Fabrikant seinen wie er will. Um diese Verwirrung zu beseitigen, schlägt Ludwigshafen vor, daß die Messung von Leder, das nach Flächeninhalt verkauft wird, nur mit metrisch eingerichteten Meßwerkzeugen, die amtlich geprüft sind, erfolge.

Im Bezirk der Handelskammer Wiesbaden besteht zwar nicht eine große Verwirrung, doch erkennen die Lederfabrikanten und Lederhändler es als wünschenswert an, daß die Messung von Leder nach einheitlichen Massen und nach einheitlichem System mit Maschinen erfolgt, wenn auch den Maschinen noch Fehler anhaften sollten.

Die Kammer beschließt demgemäß.

Erweiterte Sonntagsruhe bei der Post.

Die Post schreitet in der Einschränkung des Sonntagsdienstes immer weiter vor. Nachdem erst die Bestellung von Geldbriefen und Postanweisungen an Sonn- und Feiertagen versuchsweise aufgehoben, verkauft bereits, daß auch die Bestellung von Druckfachen und Warenproben eingestellt werden soll, ja daß bereits geplant ist, jede Bestellung von Briefen und Zeitungen an Sonntagen aufzuheben.

Der zuständige Ausschuss erachtet diese Pläne als zu weitgehend. Die Kammer schließt sich dem an.

Verpflichtung der Arbeitgeber zur Auskunftserteilung über das Einkommen ihrer Angestellten (§ 23 des Einkommensteuergesetzes). (Berichterhalter: Herr Kommerzienrat Fehr-Blach.)

Nach § 23 des Einkommensteuergesetzes ist jeder, welcher bei Ausübung seines Berufs oder Gewerbes andere Personen dauernd gegen Gehalt oder Lohn beschäftigt, verpflichtet, über das Einkommen, sofern es den Betrag von jährlich 3000 M nicht übersteigt, auf Verlangen der Gemeindebehörde Auskunft zu erteilen.

Auf Grund dieser durch Gesetz vom 19. Juni 1906 neu erlassenen Bestimmung verlangen die Gemeindebehörden von den Fabrikbesitzern, daß dieselben ihnen genaue Listen ihrer Arbeiter mit Angaben über Einkommen, Wohnung und anderer Verhältnisse einreichen.

Auch der Magistrat der Stadt Wiesbaden hat solche Anforderungen ergeben lassen.

Nach dem Wortlaut des Gesetzes hat der Arbeitgeber nur über Gehalt und Lohn seiner Angestellten Auskunft zu geben. In Auskünften über Wohnung oder gar andere Verhältnisse, wie das z. B. rheinische Bürgermeistereien getan, erscheint er nicht verpflichtet. Wenn die Verpflichtung zur Auskunftserteilung über Gehalt und Lohn von den Gemeindebehörden in der Weise verstanden wird, daß die Arbeitgeber verpflichtet sind, Listen ihrer Angestellten mit Angaben über Einkommen aufzustellen, so ist dafür eine Vorschrift im Gesetz ebenfalls nicht zu finden. Da die neue Bestimmung in der Regierungsvorlage nicht enthalten war, so ist auch in den Motiven zum Gesetz nichts darüber gesagt, daß die Arbeitgeber verpflichtet sein sollen, Listen anzufertigen. Auch die Antragsteller, welche die neuen Bestimmungen der Kommission des Landtages befürwortet und durchgesetzt haben, haben nicht von der Anfertigung von Listen gesprochen, als sie den Arbeitgebern die Verpflichtung zur Auskunftserteilung auferlegt wissen wollten.

Von den Steuerbehörden ist die Verpflichtung zur Anfertigung von Listen aufgestellt worden und zwar augenscheinlich im Zusammenhang mit Abs. 1 des § 23 des Einkommensteuergesetzes. Auf Grund dieses Absatzes 1 des § 23 werden jetzt die Hausbesitzer zur Ausfüllung von Hauslisten und Haushaltsverzeichnissen und die Haushaltungsvorstände zur Auskunftserteilung an die Hausbesitzer verpflichtet. Dies konnte geschehen, weil durch Gesetz die Hausbesitzer verpflichtet sind, die Hausbewohner mit Namen, Beruf und Erwerbsart anzugeben. Die Verpflichtung zur Aufstellung von Fabriklisten durch Arbeitgeber ist aber im Gesetz nicht vorgeschrieben. Das wäre doch nur dann der Fall, wenn im Gesetz stünde: „Wer für die Zwecke seiner Haushaltung oder bei Ausübung seines Berufs oder Gewerbes andere Personen dauernd gegen Gehalt oder Lohn beschäftigt, ist verpflichtet, über das Einkommen, über den Namen, die Erwerbsart der Beschäftigten Auskunft zu erteilen. Daraus, daß gesetzlich keine besondere Vorschrift besteht, daß die Arbeitgeber verpflichtet sind, ähnlich wie Hausbesitzer über die Namen, Beruf und Erwerbsart der Hausbewohner Auskunft zu geben, muß geschlossen werden, daß die Aufstellung von Fabriklisten d. h. Angaben über Namen und Erwerbsart der Angestellten durch Arbeitgeber vom Gesetz nicht gewollt ist.

Das Gesetz hat demnach 2 Pflichten ganz genau unterschieden, 1. Die Verpflichtung des Hausbesitzers zur Auskunftserteilung über Namen und Erwerbsart der Hausbewohner, 2. die Verpflichtung des Arbeitgebers zur Auskunftserteilung über das Einkommen von Erwerbstätigen.

Es ist möglich, daß eine unbeschränkte Verpflichtung der Arbeitgeber zur Auskunftserteilung an die Gemeindebehörden gesetzlich vorgeschrieben ist. Bisher konnten die Arbeitgeber in ausnahmsweise Fällen zur Auskunft durch die Veranlagungskommission angehalten werden, aber sie konnten die Auskunft verweigern, wenn sie nach der Zivilprozessordnung zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt waren (§§ 349–350, 376 C. d.). Die Abgeordneten, welche die Auskunftspflichtung befürwortet, räumen ihr nach, daß sie ermöglicht, alle Privatbeamte, alle Arbeiter mit ihrem wirklichen Gehalt der Steuer zu unterwerfen, sie räumen ihr nach, daß sie die zahlreichen Verurteilungen der Berufsklasse gegen die Veranlagungen (über 3000 jährlich) bedeutend vermindern würde. Sie erhofften auch hierdurch eine bedeutende Erhöhung des Ertrages aus der Einkommensteuer, etwa um 1/2. Die Gegner der Auskunftspflichtung werfen ihr vor, daß sie geeignet ist, den Arbeitgeber in ein sehr schlechtes Licht gegenüber seinen Angestellten zu setzen, daß sie Unzufriedenheit der Privatangestellten erwecken könnte, da eine ständige

Belastung der Arbeiter und sonstigen Angestellten eintreten wird. Das beweisen bereits Eingaben aus den Kreisen der kaufmännischen Angestellten und der technischen Angestellten. Diese schwierige Stellung des Prinzipals, wie sie einmal durch das Gesetz geschaffen, sollte man nicht noch dadurch schwieriger machen, daß man ihm die Pflicht zur Aufstellung von Listen der Angestellten mit ihren Einkommen aufzuerlegen versucht.

Es muß auch beachtet werden, daß eine gleichmäßige Auskunft der Arbeitgeber nicht, wie die Aufforderungen der Gemeindebehörden verlangen, schon im September, sondern erst nach Beendigung des der Veranlagung zu Grunde liegenden Jahres, also z. B. für die Veranlagung von 1907/08 erst im Januar 1907 erfolgen kann. Alle unvollständigen Angaben des Einkommens der Arbeiter, sowie die darauf beruhenden Schätzungen sind nicht als gleichmäßige Auskunft zu betrachten.

Wie die Auskunftserteilung bereits auf die Kreise der Angestellten wirkt, beweist u. a. eine Eingabe des deutschen Wertmeister-Verbandes. Derselbe beantragt eine Aufhebung der neuen Bestimmung des § 23 des Einkommensteuergesetzes oder aber eine ähnliche Erleichterung in der Kommunalbesteuerung für die Privatbeamten, wie sie den öffentlichen Beamten zusteht.

Ich möchte daher folgendes beantragen:

1. Die neue Bestimmung des § 23 des Einkommensteuergesetzes betr. Verpflichtung der Prinzipale zur Auskunftserteilung über das Einkommen der Angestellten ist für den Arbeitgeber schädlich zu erachten, weil sie dessen Angestellten ungünstiger als die selbständigen Handwerker und Gewerbetreibenden und als die pensionsberechtigten und kommunalsteuer-Erleichterungen genießenden Staatsbeamten stellt.
2. Nach § 23 Abs. 3 des Einkommensteuergesetzes erscheint der Arbeitgeber nur zur Auskunft über das Einkommen der ihm von der Gemeindebehörde genau bezeichneten Angestellten für verpflichtet zu erachten, nicht aber zur Aufstellung von Listen der Angestellten.
3. Eine dem Gesetz entsprechende Auskunftserteilung kann nur nach Ablauf des der Veranlagung zu Grunde zu liegenden Jahres erfolgen. Alle vor Januar 1907 ergangenen Anforderungen der Gemeindebehörden sind als nicht dem Wortlaut des Gesetzes entsprechend zu erachten.

Da aber der gesetzliche Zwang zur Auskunftserteilung für den Arbeitgeber nun einmal besteht, so erscheint es zweckmäßig, mit den Veranlagungsbehörden in Verhandlungen zu treten, um eine Erfüllung der Auskunftspflicht in einer Weise zu erwirken, die sowohl den Interessen der Arbeitgeber, wie den Interessen der Angestellten und des Staates entspricht. Zur Durchführung dieser Verhandlungen stellt ich deshalb einen zweiten Antrag, einen Ausschuss zu wählen, der sich über die beste Durchführung der neuen Vorschrift berät und wegen Ausführung seiner Vorschläge mit den Veranlagungsbehörden in Verhandlung tritt.

Die Anträge des Berichterstatters werden nach längerer Debatte mit Ausnahme des Absatzes 1, der abgelehnt wird, angenommen. In die Kommission werden gewählt die Herren Wachenborff, Kalle, Vettelhäuser, Weiler und Präsident Fehr.

Mühlennachsteuer.

Seit Jahren erstreben die kleinen und mittleren Mühlen die Einführung einer Mühlenmachsteuer. Die Reichsregierung hat auch bereits die Landesregierungen (insbesondere die preussische) ersucht, Erhebungen anzustellen, inwieweit in den letzten 20 Jahren Veränderungen im Bestande der Mühlen eingetreten und welchen Ursachen es zuzuschreiben, daß Mühlenbetriebe eingegangen, welche Veränderungen in den Abgabeverhältnissen und Ertragsverhältnissen sich ergeben haben.

Der Verein deutscher Handelsmüller wünscht in einer Eingabe an das Reichsschatzamt, daß diese Erhebungen nicht durch Gemeindebehörden, Steueransprüche allein, sondern mit Hilfe der Handelskammern als unparteiische sachverständige Behörde durchgeführt werden möchte. Vor acht Jahren hat sich die Handelskammer gegen die Steuer erklärt. Verschiedene Handelskammern wie Düsseldorf und Dortmund haben sich neuerdings nochmals gegen eine Umschiffsteuer für Mühlen ausgesprochen. Einzelne Mühlenbesitzer im Bezirk der Handelskammer Wiesbaden haben sich für die Steuer erklärt. Angesichts der neuen Erhebungen erscheint es zweckmäßig, nicht bloß den alten Beschluß zu wiederholen, sondern in eine spezielle Prüfung der Frage einzutreten. Da dies am besten in einer Kommission geschieht, ist es notwendig, die junge Sache der Kommission zur Beratung zu überweisen, was auch beschlossen wurde.

Ueber die Sitzung des Bezirks-Eisenbahnrates referierte Herr Kommerzienrat Fehr-Blach und über die Sitzung der Rheinschiffahrts-Kommission Herr Kommerzienrat Koch.

Mitteilungen.

Die Handelskammer Wiesbaden hat sich im Anschluß an eine Eingabe des Vereins der Tabak- und Zigarrenhändler gegen den allgemeinen 8-Uhr-Laden-schluß und um Zulassung von Ausnahmen für den Zigarren- und Tabakhandel dahin ausgesprochen, daß es nicht angezeigt erscheint, den 8-Uhr-Laden-schluß in Wiesbaden einzuführen. Der Charakter der Stadt Wiesbaden als Kur- und Fremdenstadt läßt es als notwendig erscheinen, daß den Fremden auch im Sommer abends nach 8 Uhr die Möglichkeit geboten wird, Einkäufe zu bewerkstelligen.

Als Handelsfachverständige des Deutschen Reichs sind ernannt worden Gerichtsassessor Hans Kammelof in Buenos Aires und phil. Ernst Bock in Rio de Janeiro.



Strafkammer-Sitzung vom 5. Dezember 1906.

Rittsch-Nachfeier.

Am 19. August war Nachfeier in Dohheim. Bei dieser Gelegenheit feierten 4 Rittsch in der 5. Wirt-schaft bis in den späten Abend hinein, als der frühere Polizeidiener Künzler erschien und die Harmonie führte. Man geriet bald in Differenzen, die zunächst zwar wieder beigelegt worden, nachts gegen 12 Uhr aber kollidierten die Parteien auf dem Nachhausewege von neuem. Die Rittsch schlugen mit Ratten und Stühlen auf A. sowie seinen Anhang ein, bis drei von ihnen mit schweren Wessuren auf der Backstätt blieben. Wegen des Voralles sind angeklagt die Rittsch Wil-

helm Menges von Diebrich, Carl Thurn und Wilhelm Stroh von Dohheim wegen doppelt qualifizierter Körperverletzung. Stroh wird jedoch heute freigesprochen, während Thurn in 6, Menges in 5 Monate Gefängnis verfällt.

Untrene.

Der Privatier Wilhelm Michel von hier betrieb im Jahre 1905 umfangreiche Grundstückspekulationen. Er war beteiligt, an einer Anzahl von Immobilien. Jeder hielt ihn für einen wenn nicht reichen, so doch gut situierten Mann, bis endlich die Unmöglichkeit, alle Engagements zu lösen, ihn in den Konkurs trieb. U. a. gehörte zu seinem Besitz vor der hier in Frage kommenden Zeit ein Haus an der Waldstraße in Dohheim. Er hatte daselbst gegen ein Grundstück in Naunheim vertauscht, der zweite Eigentümer hatte es wieder an einem dritten, einem hiesigen Fabrikanten, gedient, und von diesem, dem Michel befreundet war, erhielt er eines Tages einen Geldbetrag von 1440 M mit dem Auftrage, Hypothekenzinsen damit zu bezahlen. Diesem Auftrage nun aber unterzog er sich, da in diese Zeit seine Zahlungsschwierigkeiten entfielen, nicht, sondern ließ den Hypothekengläubigern das Nachsehen. Darin sieht die Anklage eine Untrene. Die Strafkammer hat früher die Eröffnung des Strafverfahrens abgelehnt, ein Beschluß des Oberlandesgerichtes hat auf die Beschwerde der Staatsanwaltschaft diesen Beschluß zwar korrigiert, heute jedoch ergeht ein Freispruch, weil M. nicht gleich die Absicht gehabt habe, das Geld für sich zu behalten, und weil er damals wohl noch habe glauben können, in der Lage zu sein, daselbst zu erlegen.

Der „böse“ Rausch.

Ende Oktober d. Js. lebte der 23jährige, schon einmal wegen Diebstahls vorbestrafte Kellner Josef Schreiber in einer Wirtschaft zu Höchst ein. Der Mann machte auf der Wirt-schaft einen verdächtigen Eindruck, und da es schon spät abends war, beschloß dieser, seinen Gast etwas im Auge zu behalten. Sein Argwohn erwies sich auch als sehr begründet; das sollte der Wirt zu seinem eigenen Schaden bald erfahren. Denn als er auf eine kurze Zeit in den Keller ging, um Bier anzufassen, entdeckte Schreiber aus einem unverschlossenen Zimmer ein wertvolles Damenjackett, einen Damenrock sowie eine gestreifte Schürze. Als der Wirt den Verlust bemerkte, forschte er sogleich nach seinem sonderbaren Gast, jedoch dieser hatte schon das Weite gesucht. Da der Wirt vorsichtshalber die Haustüre verschlossen hatte, mußte der Dieb auf der hinteren Seite der Wirtschaft einen Ausfall versuchen. Er kletterte dreimal mit seinem Raub über eine hohe Mauer, bis er in den Garten einer anderen Wirtschaft kam, wo er am frühen Morgen entbunden wurde. Er spielte den Harmlosen und gab an, während der Nacht im Garten seinen schweren Rausch ausgeschlafen zu haben. Jetzt sei er frisch gestärkt, und man möge ihn seines Weges ziehen lassen. Da man jedoch die Frauenkleider bei ihm fand, wurde ein Schutzmann herbeigerufen. So kam er in Untersuchungshaft, aus der er heute vorgeführt wird. Mit großer Schamkeit erzählte er heute wieder die Mär von dem tüchtigen Rausch, den er befehlen habe. Als er die Kleider entdeckte, sei er bei der Tragweite seiner Handlungsweise gar nicht bewußt gewesen; er habe sie nur zum Zudecken verwenden wollen, da er unter Gottes freiem Himmel zu ruhen gedachte. Auch nur in dieser Absicht habe er sich in den Garten begeben, nicht um auch in dieser Wirtschaft einen Diebstahl begehen zu wollen. Die Anklage glaubt jedoch nicht an den Rausch, den man vom Selterswasser bekommt (Schreiber hatte nämlich in der Wirtschaft nur 2 Flaschen Wasser getrunken). Auch zeugt das Ueberfliegen der bei ziemlich hohen Mauern keineswegs von wenig Kraft und Gewandtheit. Der Gerichtshof erachtet ihn des einfachen und des versuchten schweren Diebstahls für überführt und verurteilt den Angeklagten demgemäß zu einer Gesamtstrafe von 5 Monaten Gefängnis.

Pfandpfandnahme.

In einem Weinkeller zu Höchst hat der Rentner Konrad Metten 16 Halbstück Wein lagern, die er zum Teil einer Weingroßhandlung in Oberlahnstein verpfändet hat. Jedoch auch in Dohheim hat M. einen Gläubiger. Weil dieser gerichtliche Pfändung beantragt hatte, begab sich der Gerichtsvollzieher in den Weinkeller des M. und legte an mehreren Fässern Pfandpfand an. Daß ein Teil dieses Weines schon verpfändet war, wußte er nicht. Um eine zweite Pfändung vorzunehmen, betrat der Beamte nach zwei Monaten wiederum den Keller, wobei er bemerkte, daß die alten Siegel nicht mehr an den Fässern waren. In der zwischen den beiden amtlichen Pfändungen liegenden Zeit hatte M. in Begleitung eines Küfers seinen Weinkeller betreten, um Wein abzapfen. Von der amtlichen Befriedigung will er nichts gewußt haben, auch sollen keine Pfandpfand mehr an den Fässern gewesen sein. Das Schöffengericht zu Dohheim war der Meinung, M. habe die Siegel selbst abgelöst und verurteilte ihn deshalb zu 2 Wochen Gefängnis, die Strafkammer als Berufungsinstanz konnte jedoch zu einem Schuldbuß, des Angeklagten nicht kommen und sprach ihn deshalb frei.

Selbsthilfe.

Der 23jährige Schlosser Adam Tenteberg, ein schon mehrfach vorbestrafter Mensch, war bis Mitte August d. J. bei einem Drechsmaschinenbesitzer in Weilburg beschäftigt. Wegen eines Streites mit einem Heizer wollte er seine Stellung verlassen und hat deshalb seinen Dienstherrn um Rückgabe seiner Papiere und Auszahlung des rückständigen Lohnes von etwa 5 M. Der Dienstherr war gerade beschäftigt und ersuchte den A., am Abend zu ihm zu kommen. Das war diesem nicht recht und wie er heute sagt, um sich schädlos zu halten, entwendete er eine große Anzahl von messingenen Ersatzteilen im Wert von etwa 150 M. Den Raub vergrub er auf dem Felde. Der Bestohlene merkte bald den Verlust. Sein Verdacht fiel sogleich auf A., der auf seine wiederholte Aufforderung auch einen Teil der gestohlenen Gegenstände dem rechtmäßigen Besitzer aushändigte. Das Gericht nimmt ihn in eine Strafe von 3 Monaten Gefängnis.

Immer die Schönste sagen alle Leute und tragen
weder der Zeit noch der Mode zu verfallen. Grise.
21/102
C. H. Schiffer, Photographie Taunusstr. 24,
Anstalt für Kunst- und Porträts, 1906.



Nr. 285.

Freitag, den 7. Dezember 1906.

21. Jahrgang.



Zerstörtes Glück.



Originalroman von E. Fildier-Sallstein.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

Das Angesicht Kurt von Berghaupts bedeckte dunkle Rote. „Ich glaube, daß Du selbst in meiner Lage auch kaum anders gehandelt haben würdest; ich glaubte, es war meine Pflicht, so und nicht anders zu handeln. Was konnte ich denn auch anders tun? Sollte ich Jane eine Szene machen, wie man sie auf dem Theater sieht, oder in einem Augenblick, da der Schmerz und die Entrüstung mich zu überwältigen drohten, über sie zu Gericht sitzen wollen? Möchte ich es nicht selbst ihr gegenüber vermeiden, auf den Punkt auch nur anzudeuten, der es mir verbot, mit ihr fernerhin auch nur irgendwelche Gemeinschaft zu haben? Und doch, mein Freund, ehe ich diesen verwünschten Brief geschrieben, hätte ich mich mit ihr in die Urwälder Amerikas flüchten sollen, damit dort mein Schicksal sich erfülle. Ich bin jetzt tief unter sie herabgesunken; denn ich beging einen gemeinen Betrug, und daß mich der Advokat dazu in einer schwachen Stunde verleitete, dafür mag er sich den Dank beim Teufel in der Hölle holen!“

Kurt sprang vom Stuhle auf und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Mein Freund, wohin verirrst Du Dich?“ fragte Wambold mit bebender Stimme.

„Von einer Verirrung kann hier keine Rede sein, ich habe nur den Boden genau kennen gelernt, auf welchem ich jetzt stehe. Was zum Teufel berechtigt mich jetzt noch gegen Jane Rücksichten der Ehre, des Standes ins Treiben führen zu wollen? Ich habe einen Betrug begangen und folglich keine Ehre mehr, und Du mußt Dich vor mir zurückziehen, Wambold.“

„Daß uns hier abbrechen, Kurt! Deine Nerven sind in mächtiger Erregung. Morgen wirst Du ruhiger sein; wir werden heute Nacht in einem Zimmer schlafen.“

„Schlafen, in Augenblicken schlafen, da Jane, wenn ich mit halbgeschlossenen Augen mich auf dem Lager wälze, in ihrer ganzen rührenden Schönheit vor mir steht, da mir ihre Tränen wie heiße Tropfen auf das Herz fallen, ihre heiße Lippen die meinigen berühren, und ich dann entsetzt aufsteh, weil es mir zu Mute ist, als habe ich ihre Seele geküßt! Ruhe in einer Nacht, in der ich mich vor dem Schlaf fürchte, weil sie mir in Traum erscheinen wird und ich dann hinausseile in den Wald, um die heiße Stirn in frischer Luft zu baden! Und selbst hierbei verfolgt mich ihr bittendes, klagendes Bild. Es ist, will mir scheinen, als ob sie aus unerreichbarer Ferne meinen Namen rufe, als flehe sie mich um Rettung an. O Wambold, wie qualvoll, wie fürchterlich ist dies doch! Und wie entsetzlich der Gedanke, so ein ganzes Menschenleben hinbringen zu müssen.“

„Kurt, höre auf!“ wehrte Wambold. „Deine Schilderungen zerreißen mir das Herz.“

„Armer Wambold, nie ist die eble Tat eines treuen Freundes schlechter belohnt worden als die Deine! Wie ebel hast Du gehandelt! Und wenn es hier überhaupt einen Trost in dieser Sache geben kann, so ist es der, daß ich eigentlich für Dich leiden darf; denn hätte ich Jane Grey nicht geheiratet, dann wäre sie Deine Frau geworden.“

„Ich bedauere, daß es nicht so kam, um Deinetwillen, Kurt. Meine Grundsätze sind nicht von Stahl und Eisen, wie die Deinen. Ich huldige einer leichteren Weltanschauung, und Du weißt, Kurt, schon so mancher hielt mich für leichtsinnig. Kurz, ich würde leichter mit der Sache fertig geworden sein.“

„Nein, nein,“ entgegnete der Angeredete, „ich kenne Dein Herz besser, als Du selbst, Erich.“

Es war gut für beide junge Männer, daß die Unterredung durch den Eintritt einer Dienerin unterbrochen wurde, welche nach den ferneren Wünschen der beiden Herren fragte. Wambold sprach den Wunsch aus, im Forsthaus übernachten zu wollen. Als bald wurde ihm zu diesem Zwecke ein bescheidenes Zimmerchen neben den Gemächern Kurts zur Verfügung gestellt.

Auf den Wunsch Wambolds unternahmen beide Freunde noch einen kleinen Spaziergang in den herrlichen Buchenwald,kehrten etwa um die zehnte Abendstunde zurück und begaben sich zur Ruhe.

Beide waren auf der Promenade ängstlich bemüht gewesen, die unglückselige Angelegenheit nicht mehr zu berühren. Kurt zeigte sich auffallend ruhig und gefaßt. Es schien, als ob ein Entschluß in ihm reifte, der sein Herz und Gemüt befähigt habe. Er geleitete Erich in sein Schlafzimmer, wünschte ihm einfach einen erquickenden Schlummer, brückte ihm innig die Hand und zog sich zurück.

Wambold warf sich angekleidet auf das Bett, um in der Nacht jeden Augenblick bereit zu sein, an die Seite des Freundes zu eilen. Er hörte noch, wie Kurt eine Weile in langsamem Tempo in seinem Zimmer nebenan auf- und niederging, dann aber verfiel er in einen unruhigen Halbschlummer, in welchem er von wirren Träumen gequält wurde. Kurz nach Mitternacht wachte er auf. Er zog seine Uhr und überzeugte sich, wie spät es war. Im Zimmer Kurts war es ruhig. Wambold erhob sich, trat leise ans Fenster und öffnete dieses. Der Himmel war umwölkt; dann und wann fielen schwere Regentropfen auf das Blätterwerk nieder. Aus dem Buchenwald stiegen finstere Nebelmassen auf; es war eine Nacht wie geschaffen, um den Menschen melancholisch zu stimmen. Aus dem Forsthaus fuhr gerade eine Kutsche, auffällig jedes Geräusch vermeidend. Das Knarren der Wagenräder verlor sich im Sande, und nur das einmalige Aufknallen der Peitsche war vernehmbar. Dies alles trug so sehr den Stempel des geheimnisvollen, daß es dem jungen Offizier auffallen mußte. Auf den Fußspitzen trat er auf den Flur hinaus, an die Tür Kurts und horchte. Es war alles still, und Erich beruhigte sich bei dem Gedanken, daß Kurt in einen gesunden Schlaf gesunken sei. Er suchte hierauf wieder sein Lager auf und schlief, bis die Sonne bereits hoch am Himmel stand. Erich von Wambold sprang aus dem Bette und rief sich die Augen. In diesem Augenblicke wachte es auch schon kräftig an die Tür an.

„Gute Nacht, Kurt!“ Die Türe öffnete sich und die Gestalt des Forstmeisters erschien im Rahmen derselben. Der gute Alte hielt einen Brief in Händen.

„Verzeihen Sie, Herr Premierleutnant, ich komme im Auftrage des Herrn von Berghaupt. Der Herr ist heute Nacht in aller Stille abgereist und bittet Sie durch mich um Entschuldigung. Alles übrige finden Sie hier in diesem Schreiben.“

Ganz verblüfft griff Erich dem dargereichten Schreiben, ganz verblüfft griff Erich nach dem dargereichten Schreiben, das Ruwert auf.

„Mein treuester Freund Wambold,“ so lautete der Brief Kurts, „ich beginne meinen Brief mit einem herzlichen Lebewohl! Erschrick nicht! Ich denke nicht daran, aus der Welt zu scheiden, sondern ich gehe zu meiner Frau. Ja, Erich, ich reise meiner Frau nach, um an ihrer Seite mein Schicksal heranzufordern. Du weißt, welche Gründe ich für die Ueberzeugung anführen kann, daß es nun keine Klust mehr zwischen mir und Jane gibt. Ich stehe jetzt — nenne es meinetwegen eine trankte Auffassung — tief unter meiner Frau und werde mich bemühen, ihre Verzeihung zu erringen. Aber es ist nicht in erster Linie dieser Punkt, der mich zu diesem Schritte drängt, nein, Erich, es ist ein anderer Faktor, den ich gerade vor Dir am wenigsten verleugnen darf: die Liebe zu meiner angebeteten Frau. Ich liebe dieses Wesen über alle Begriffe, ich kann nicht mehr von ihr lassen, trotz alledem und alledem. Ich bin ihr verfallen bis zum Tode. Ich habe Dir einen kleinen Vorgegeschmack von meinen Qualen gegeben, und Du magst daraus die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich die wahnsinnige Leidenschaft zu Jane nur aus meinem Herzen reißen kann, wenn ich dieses Herz selber vernichte. Da ich nun aber meine Ehre verloren habe, so laß mich gewähren! Ich setze in dieser Frage über mich selbst zu Gericht und spreche rücksichtslos mein — Schuldig aus, ich glaube nicht einmal, daß ich noch einen Schuß Pulver wert bin. Wenn Jane sich noch des feigen, erbärmlichen Briefschreibers annnehmen will, dann werde ich mich mit ihr in die Einöden Nordamerikas zurückziehen und dort ein neues Leben beginnen. Ich gehe also sozusagen für Dich und alle Freunde aus der Welt. Wir werden uns nie wiedersehen. Bitte meine Mutter in meinem Namen um Verzeihung; denn ich kann nicht anders handeln. Der Himmel segne Dich, mein edler, treuer Erich! Ich wünsche, daß es Dir gelingen möge, mich zu vergessen.“

Lange starrte Wambold in das Blättergrün des Laubwaldes hinaus. Eine solche Wendung der Dinge hatte er nicht erwartet.

„Und doch,“ flüsterte er vor sich hin, „ist es das Beste, was der arme Kurt tun kann. Ich glaube sogar, daß er Glück und Friede an ihrer Seite findet. Er hätte sich schließlich doch den Tod geben müssen und ich hätte mit dem Bewußtsein an seinem frühen Grabe gesessen, fast allein das Alles verschuldet zu haben. Ich danke dir, Kurt, für Deinen Entschluß,“ frohlockte Wambold. „Einst werden wir uns wiedersehen, und Du wirst mir alsdann gestehen, daß Du glücklich bist.“

Eine fröhliche Stimmung kam über Wambold; er faltete den Brief zusammen, steckte ihn in die Tasche seines Waffenrockes und ging voll guter Hoffnung und voll Zuversicht im Zimmer auf und ab.

„Kurt gibt hier manches auf,“ sehte er sein Selbstgespräch fort, aber andere gaben schon größeres auf. Ein tüchtiger Kerl, wie Kurt, wird auch in der neuen Welt Karriere machen. Gott sei da drüben mit Dir, mein edler Freund!“

Die gehobene Stimmung hielt bei Wambold an. Er bestellte sich Kaffee mit Eier auf sein Zimmer und verzehrte beides mit gutem Appetit. Dann ging er durch das Haus in den Hof, bewunderte dort eine junge Dame, die ebenfalls der Lustkur wegen hier weilte und sich momentan damit beschäftigte, junge Hühner zu füttern, und schien in der Fröhlichkeit seines Dergens, das von einem Alp befreit war, nicht abgeneigt zu sein, die Hühner fütternde Schöne in eine Unterhaltung zu verstricken. Erst gegen die neunte Vormittagsstunde dachte er daran, nach der Villa Kurts zurückzukehren. Da der Mietswagen, welcher ihn gestern nach dem Forsthaufe gebracht hatte, sofort nach Wiesbaden zurückfuhr, und die einzige Kutsche der Försterei von Kurt in der Nacht zur Abreise benutzt und noch nicht wieder zurückgekehrt war, so befand sich Erich darüber in Verlegenheit, wie er nach Wiesbaden zurückgelangen sollte. Schon wollte er sich mit dem Gedanken vertraut machen, eine tüchtige Fuhrtour zu unternehmen, als ein neuer Lustkurgast in einer Kutsche bei dem Forsthaufe vorfuhr. Erich nahm sofort diese Droschke und fuhr alsbald davon.

Als er nachmittags — er hatte sich in Wiesbaden zum Zweck seiner Restauration einige Stunden in einem Hotel aufgehalten — auf der Villa ohne Kurt ankam, wurde er von den anwesenden Damen, die sich mit Beihilfe eines Tapezierers und seiner Arbeiter mit wahren Bienenfleiß der Aufgabe widmeten, die Spuren von Jane Grey zu verwischen, mit einer wahren Flut von Fragen empfangen. Frau von Berghaupt befragte schon, ihr Sohn sei schwer erkrankt, und erklärte sich sofort bereit, an seine Seite zu eilen. Wambold sehte sich auf einen

Sessel im Lieblingszimmer Janes, blickte eine Weile die Verwüstung um sich her an und sagte dann:

„Das ist nun alles überflüssig geworden.“

Die Damen fuhren erschreckt auf.

„Was ist geschehen? Um Gotteswillen, Herr von Wambold, reden Sie!“

„Er tat etwas, was niemand gut voraussagen konnte, das aber meine volle Billigung hat: Kurt ist nach Paris zu seiner Frau gereist.“

„O, mein Gott, das ist nicht möglich,“ rief Frau von Berghaupt aus. „Das konnte mein Kurt nicht sich und seiner Familie antun! Er, der Gatte einer Jane Grey!“

Sie rang die Hände.

„Ich bitte Sie darum im Namen meines Freundes um Vergebung. Er wird mit seiner Frau nicht wieder nach Deutschland zurückkehren, sondern seinen Abschied nehmen und in Amerika sich eine neue Heimat gründen. Kurt stand vor der Alternative, sich entweder den Tod zu geben, da ihm das Leben hätte zur Qual werden müssen, oder an der Seite seiner Frau dem Schicksal zu trotzen. Er wählte das Letztere, und ich glaube, wir haben alle Ursache, mit dieser Wahl von Herzen zufrieden zu sein.“

Wambold nahm bei diesen Worten das Abschiedsschreiben Kurts hervor, entfaltete dasselbe und reichte es der weinenden Mutter seines Freundes hin.

„Was wird Mr. Morris zu dieser Wendung der Dinge sagen?“ fragte Freifrau von Reibersdorff außer sich vor Erstaunen.

„Ich erkenne die Verdienste dieses Herrn in dieser Sache nicht, aber ich bin auch überzeugt, daß er von heute ab, falls er wieder unter uns auftauchen sollte, mit voller Hochachtung von der Gattin meines Freundes spricht, wenn er nicht sich mir gegenüber in eine schwierige Lage bringen will.“

Eine halbe Stunde später sah Erich auf dem Lieblingspferde seines Freundes Kurt und ritt nach seiner Garnison zurück.

14.

Kurt von Berghaupt hatte sich unmittelbar nach seiner Trauung mit Jane Grey mit einem Frankfurter Bankhause in Verbindung gesetzt, bei welchem der größte Teil des Vermögens seiner Frau, und dieses bestand ja ausschließlich in barem Gelde, deponiert war. Dieser Firma machte er jetzt in finanzieller Angelegenheit einen Besuch. Dann begab er sich — es war inzwischen Abend geworden — nach dem Bahnhofsgelände, um mit dem Nachtzuge nach Paris zu fahren. An Gepäck besaß er so gut wie nichts. Er verließ die Heimat, wie er ging und stand. In seinem Herzen und in seinem Gemüte war es Friede geworden, und voll Ungeduld sah er der Abfahrt des bereissten Kurierzuges entgegen. Auf dem Perron auf- und nieder-schreitend, wurde er auf einmal von einem Eisenbahnbeamten respektvoll angesprochen.

„Guten Abend, Herr Premierleutnant von Berghaupt!“

Kurt wandte sich um und sah sich einem Schaffner des Kurierzuges gegenüber. Ein wenig darüber verstimmt, daß er trotz seiner Zivilkleidung erkannt worden war, blickte er den Mann genauer an und nickte ihm dann freundlich zu.

„Ah, wenn ich nicht irre, sind Sie der Unteroffizier Bertel?“

„Zu Befehl, Herr Premierleutnant! Als ich meine Schwadron verlassen, erhielt ich einen Posten als Schaffner. Mein Französisch, das ich mir im Feldzuge angeeignet, verschaffte mir die Anstellung als Schaffner des Kurierzuges Paris-Frankfurt. Ich stehe mich hier ganz gut.“

„Das freut mich, mein bester Bertel. Ein tüchtiger Soldat gibt stets auch einen tüchtigen Beamten ab; das ist eine längst bekannte Tatsache. Ich habe selbst eine Sprikfahrt nach Paris zu machen; ist das Ihr Zug?“

„Jawohl, Herr Premierleutnant! Das trifft sich gut. Ich werde Ihnen die Reise so angenehm wie möglich machen. Wir haben nun noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Abgang des Zuges; soll ich nach Ihrem Gepäck sehen?“

„Bemühen Sie sich gar nicht, mein bester Bertel, ich führe überhaupt kein Gepäck mit mir. Dagegen möchte ich ein wenig mit Ihnen plaudern.“

Beide Männer gingen eine Weile plaudernd auf dem Perron auf und nieder. Auf einmal blieb der Schaffner stehen und fragte Kurt, während er mit einiger Verlegenheit kämpfte:

„Ich möchte gern mit Ihnen über eine Angelegenheit sprechen, Herr Premierleutnant, aber ich weiß ihr nicht so recht beizukommen. Ich schrieb deshalb schon an einen alten Kameraden nach Mainz, damit dieser einmal nachforschen möchte, aber ich erhielt noch keine Antwort.“

(Fortsetzung folgt.)



Zum Verständnis des Yankee Doodle. „Yankee Doodle went to town, — Riding on a pony; — He put a feather on his crown — And called it macaroni.“ (Yankee Doodle ritt zur Stadt — Wohl auf einem Pony; — Er pflanzte 'ne Feder auf den Hut — Und hieß das Macaroni.) Dieses amerikanische Nationallied soll bekanntlich in einem der ersten Kämpfe der amerikanischen Aufständischen gegen die englischen Truppen von der englischen Musik nach einem abgeschlagenen Angriff der Amerikaner diesen zum Hohn gespielt worden sein. Dadurch wäre die Mut der letzteren so entflammt worden, daß sie sofort lehren machten, sich auf die Engländer stürzten und ihnen die erste Niederlage in dem Kriege beibrachten, der in der Folge zur Gründung der freien amerikanischen Republik führte. In diesen Versen wäre, wenn man, wie natürlich, Yankee Doodle als den Spottnamen der Engländer für den eingeborenen Amerikaner nimmt, so ziemlich alles verständlich bis auf das rätselhafte Macaroni; und doch liegt, wie wir einem Aufsatz über The Macaronis im XIX. Century entnehmen, gerade darin der eigentliche Hohn der Verse. Macaroni ist hier nämlich nicht als Name für Nudeln zu verstehen, sondern war im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in England die gangbare Bezeichnung für alles, was modern, elegant, highest fashion war oder sein wollte; die Macaronis waren die Eigerln oder Dandys, und alles, was „auf der Höhe der Zeit“ sein wollte, nannte sich à la Macaroni. Es gab damals Renn-Macaronis wie heute bei uns Renn-Eigerln, Macaroni-Tanzlehrer, Macaroni-Gesichte, ja sogar die Geistlichen trugen damals Haar und Bart à la Macaroni geschnitten. Als Leibgarbe der Mode werden daher auch die Macaronis in einer Apostrophe an die Mode im Universal Magazine vom Jahre 1772 verspottet; es heißt dort: „Dein ist der Mann und das Weib; dein ist die Welt . . . nicht zuletzt auch jene magere, schön gezeigte, zweibeinige Bagatelle, jenes sanftgesichtige, sanfterzige Ding, mit einem Kopf und nichts darin, dein vielgeliebter Macaroni. Für dich tanzt er, liebet er sich, äugelt er, humpelt er; für dich spreizt er sich auf den Beinen, klopft wie eine Näherin, klopft auf den Teppichen und geht im Pasgang den Damen nach; für dich gibt er seine Mannheit preis und ist das zwiengeschlechtige, verächtliche Wesen, als das wir ihn vor uns sehen.“ Der Name selbst soll von einem vornehmen Londoner Spielklub, dessen hocharistokratische und exklusive Mitglieder aus nicht ganz durchsichtigem Grunde Macaronis genannt wurden; die obige Erweiterung der Bedeutung des Wortes scheint dann in ähnlicher Weise vor sich gegangen zu sein, wie heute gewisse, für den Gebrauch der feinsten Lustkreise berechnete Gegenstände auf den Namen Jockeyklub gekauft werden.

Runzeln. Während die meisten unserer Muskeln an den Knochen befestigt sind und die Bewegung der einzelnen Glieder vermitteln, gibt es im Gesicht verschiedene Muskeln, deren Enden an der Haut festhaften. Zieht ein solcher Muskel sich zusammen, so nähern sich seine Befestigungspunkte in der Haut und bewirken dadurch, daß die Haut sich in Falten legt. Auf diese Weise entstehen gewöhnlich die Gesichtsfalten und da diese Zusammenziehung der Muskeln oft an bestimmte Gemütsstimmungen geknüpft ist, werden die Runzeln für den Gesichtsausdruck von außerordentlicher Bedeutung, ja sie gehören zu den am meisten ins Auge fallenden und zuverlässigsten stummen Zeichen, durch die der Körper verrät, was sich in seiner Seele rührt. Schmerz sowohl wie Freude können Furchen um den Mund hervorrufen, Furchen, die sich leicht voneinander unterscheiden; Born, heftige Erregung sowohl wie angespanntes Denken finden in den wohlbekannten tiefen Runzeln auf der Stirn und unter den Augen ihren Ausdruck. Ist dieselbe Gemütsstimmung oder dasselbe angestrenzte Denken nun von längerer Dauer, und werden die Muskeln auf längere Zeit angespannt und zu-

ammengezogen, dann tritt leicht die Erschöpfung ein, daß sie dauernd in diesem Zustand verharren, daß sich die auf ihm hervorgegangenen Gesichtsfalten nicht wieder glätten. Während die Runzeln somit in vielen Fällen durch eine zu starke Spannung gewisser Muskeln entstehen, verschwinden sie bisweilen auch, wenn eine Lähmung dieser Muskeln eintritt. Aus diesem Grunde glättet der Tod oft die schmerzverzerrten Züge und gibt dem Gesicht einen Ausdruck von Frieden, der deutlich die Veränderung verrät, die stattgefunden hat. Furchen und Falten im Gesicht und anderen Körperteilen entstehen häufig, wenn die Haut vom Fett angespannt war und dieses schwindet. Die meisten Falten findet man bei alten Leuten, deren Haut ihre Dehnbarkeit verloren hat. — In lehrer Zeit wendet man zur Bekämpfung der Gesichtsrünzeln alle möglichen Mittel an. Man sucht durch Bäder, Massage usw. die Haut geschmeidig zu erhalten und die übertriebene Anspannung der Muskeln zu verhindern. Man geht aber noch weiter. In der richtigen Erkenntnis, daß die Runzeln oft eine Folge von Gemütsbewegungen und geistiger Ueberanstrengung sind, verordnet man dem Patienten Ruhe und hält ihn von allem fern, was seinen Geist und Gemüt aufregen und beunruhigen kann. Man soll mit dieser Behandlungsweise häufig günstige Erfolge erzielen.

Die Musik bei den alten Griechen spielt eine große Rolle, obgleich sie wohl der Teil der kunstreichen Betätigung des klassischen Volkes gewesen ist, dem wir heute am wenigsten Geschmack abzugewinnen vermögen, soweit uns Reste davon überliefert sind. Daß die Griechen sie trotzdem hoch schätzten, dafür liegen viele Beweise schon in den ältesten Dichtungen vor. Auch musikalische Wettbewerbe wurden von ihnen bereits veranstaltet, scheinbar aber nicht Sängerkriege, sondern Wettkämpfe von Instrumentalisten. Mit Bezug darauf veröffentlicht die französische Zeitschrift Ménestrel (Minstrel) eine Mitteilung über eine bedeutsame Inschrift, die in den Ruinen von Erithraea auf der Insel Euböa in guter Erhaltung aufgefunden worden ist. Diese ehrwürdige Urkunde gibt Aufschluß über die Art, wie ein musikalischer Wettbewerb im alten Griechenland vor sich gegangen ist. Die Stadt Erithraea beschloß ein neues Fest für die Artemis einzuführen, die Artemision. Zu Ehren der Gottheit wurde ein großer Festzug und ein feierliches Opfer veranstaltet. Als Einleitung zu den Zeremonien soll ein Wettbewerb von Musikern stattfinden. Bei dieser Gelegenheit wurden den Siegern selbstverständlich auch Preise ausgeteilt. Ein Kytharode oder Zitherspieler erhielt als ersten Preis 200 Drachmen oder etwa 110 M. Der zweite Preisträger empfing 150, der dritte 100 Drachmen. Der beste Flötenspieler wurde nur mit 50 Drachmen ausgezeichnet, der zweite mit 30, der dritte mit 20. Alle Teilnehmer an den Wettspielen erhielten jedoch aus dem Stadtsäckel eine Entschädigung von einer Drachme. Die Verpflegung muß damals noch sehr billig gewesen sein, denn die Drachme war zur Zeit des Perikles nicht viel mehr wert als 55 Pf. nach unserem Gelde.

Die Natur des Südpolareises. In den Tagen, in denen aus der unwirtlichen Eiswüste des Südpolareises die Expedition des französischen Forschers Dr. Charcot, für die man bereits ernstliche Besorgnisse hegte, zurückgekehrt ist, hat ein Vortrag besonderes Interesse, den Kapitän Scott, der Leiter der englischen Discovery-Expedition, vor der „Royal Geographical Society“ kürzlich über die geographischen Ergebnisse dieser Expedition und insbesondere über die Natur des Südpolareises gehalten hat. Scott sprach zuerst über das Padeis, das im Sommer das Haupthindernis zur Annäherung an das antarktische Land bildet. Die Expedition hatte dies an fünf Stellen zu beobachten Gelegenheit. Die Eisberge im Ross-Meer kommen hauptsächlich vom König Eduard-Land, und nur sehr wenige von der Küste des Viktorialandes. Sie treiben erst westwärts, dann nordwärts. Scott meint, daß frühere Beobachter ihre Größe übertrieben haben; von den vielen Hunderten, die er sah, waren nur wenige über 1 1/2 Kilometer lang und 150 Fuß hoch, die meisten dagegen 1/4 Kilometer lang und 120 Fuß hoch. In der Nähe des König Eduard-Landes sind sie größer, einer wurde auf sieben bis neun Kilometer geschätzt, ein anderer auf 240 Fuß Höhe. Scott glaubt, daß nur 1/10 eines Eisberges

unter Wasser liegen. Einer war in zwölf Tagen 70 Meilen westlich getrieben. Der längere Aufenthalt in der Nähe des Erebus gab Anlaß zu einer Beobachtung des Inlandeises und der sehr wenig bekannten Gletscher jener Gegend. Vom Mount Melbourne (8560 Fuß) auf 73 Grad 30 Minuten südlicher Breite zum Mount Longstaff (9700) auf 83 Grad südlicher Breite erstreckt sich parallel mit der Küste des Ross-Meeres eine Bergkette, deren Gipfel erst abfallen, und zwar schwankt ihre Höhe von 3500 bis 4800 Fuß; dann aber nimmt die Höhe wieder zu, und einer oder zwei ragen bis zu 15 000 Fuß hoch. Die Berge der niedrigeren Reihe sind tafelförmig und aus sedimentärem Gestein gebildet, die höheren sind kegelförmig und vulkanisch. Der Erebus raucht noch. Hinter jener Küstenkette erhebt sich das Inlandeis, bis es etwa 60 englische Meilen vom Meere eine Höhe von 8000 bis 9000 Fuß über dem Meerespiegel erreicht, und diese Höhe bleibt die gleiche, soweit sie auf einer etwa 200 Meilen weiten Reise westwärts sehen konnten. Dort muß sich daher ein weites Becken dieses Inlandeises befinden, das über einen großen Teil des antarktischen Festlandes hin fast dieselbe Höhenlage wie Grönland hat. Aber dieses Becken in der Nähe des Ross-Meeres wird anscheinend von der Küstenkette zurückgehalten; nur wenige Ströme steigen von ihm zum Wasser herab. Die sehr zahlreichen Gletscher werden fast alle von örtlichen Firnsfeldern gespeist, die in Tälern dieser Berge liegen. Von den wenigen vom Inlandeis gespeisten Gletschern des langen Küstenstriches zwischen Raebare und Mount Longstaff scheinen nur vier in Bewegung zu sein. Die übrigen, von denen der Ferrargletscher als typisch gelten kann, sind dem Wesen nach „tot“, große Burgen untätigen Eises, das von der Sommer Sonne langsam zerstört wird. Der Geologe der Expedition, Ferrar, hat dies durch zwei Beobachtungen, zwischen denen ein Jahr Pause liegt, bestätigt und festgestellt, daß sich das Eis nicht merkbar bewegt hatte. In den europäischen Alpen sehen dagegen die Gletscher ihre Bewegung fort, auch wenn sie abnehmen. Diese Anomalie ist vielleicht die Folge der viel niedrigeren Temperatur der Antarktis; vielleicht hält aber auch die Küstenkette das Vorschreiten des Inlandeises auf. Vom Erebus bespült das Ross-Meer eine lange Strecke ostwärts den Fuß einer riesigen Eisklippe. Als Kapitän Scott jenseits des 82. Breitengrades seine südlichste Stelle erreichte, fand er das Eis überall als flache Ebene. Beobachtungen, die im Umkreis der Winterquartiere angestellt worden, zeigten, daß sich diese große Masse langsam etwas nordöstlich bewegte, und da die Lotungen zwischen 300 und 450 Faden Tiefe anzeigten, ist das Meer mehr als tief genug, um die Masse zum Treiben zu bringen. Daß dies der Fall ist, zeigt besonders auch die Tatsache, daß der große Eiswall jetzt einige 20 englische Meilen südlicher liegt als vor 60 Jahren, als Sir James Ross ihn sah. Diese ungeheure, treibende Masse wird zweifellos von dem Inlandeis genährt und abgebrochen, das Mount Longstaff mit dem König Eduard-Land verbindet. Dafür, daß das antarktische Eis abnimmt, erhielt man aber auch direkte Beweise. Vom Eise zerfressene Felsen, Moränen und erratische Blöcke wurden an vielen Stellen über oder jenseits der jetzigen Grenzen der Gletscher gefunden. So fand man in einem Falle Spuren 800 Fuß über der jetzigen Oberfläche des Eises. Diese Abnahme kann nicht sehr jungen Datums sein, denn an einigen Stellen sind die vom Eise zerfressenen Felsen von fließendem Wasser gesüht. Scott glaubt, daß das Eis, als es die größte Ausdehnung hatte, auf dem Meeresbett geruht hat, über das es jetzt freibt. Aus dieser Abnahme folgt aber nicht unbedingt, daß diese Gegenden wärmer werden; denn eine tatsächliche Zunahme der Kälte könnte auch die Ursache sein. Der Niederschlag des Wassers an einer Stelle hängt von der Verdampfung an einer anderen ab; ein Fallen der Temperatur könnte aber beides auf eine größere Entfernung hin unmöglich machen. Das erklärt auch die Tatsache, daß nur im Sommer Schneefall und von einem verhältnismäßig warmen Winde herbeigeführt wurde, und daß alle Forscher das rauhe, nasse und neblige Wetter beobachtet haben, das in der Nähe des Polarkreises herrscht.

Das Mobiliar des Versailler Schlosses. Wie man weiß, entging während der großen französischen Revolution das Versailler Schloß mehrmals nur mit knapper Not der Gefahr, niedergerissen zu werden. Das Mobiliar aber wurde zum größten Teil als Nationalgut öffentlich versteigert. Ueber diese Versteigerung veröffentlicht Alphonse Bertrand in der „Revue des Deux-Mondes“ einige interessante, bisher unbekannt gebliebene Einzelheiten, die er bei seinen Nachforschungen in der Präfektur von Versailles und in den Archiven des Departements Seine-et-Oise gefunden hat. Das Versailler Schloß und seine Nebengebäude, die von mehr als 10 000 Menschen bewohnt wurden, waren mit einer schier unglaublichen Menge von Mobiliar angefüllt; ja, dieses war in so ungeheuren Quantitäten vorhanden, daß seine Versteigerung ohne Unterbrechung ein volles Jahr, vom 25. August 1793 bis zum 20. August 1794, in Anspruch nahm, zur größten Genugung und Freude der Gerichtsvollzieher, der Tröbler und auch der wenigen Kunstfreunde, denen die Revolution Geld und Lust genug gelassen hatte, an die Erwerbung schöner Gegenstände denken zu können. Bei diesem gewaltigen öffentlichen Verkauf lösten sich die von der Regierung mit ihrer Vertretung beauftragten Gerichtsvollzieher alle zehn Tage ab. Die zum Verkauf gelangten Gegenstände waren so schön, so reich und kunstvoll, daß selbst in den sonst so trodenen Verkaufsprotokollen bisweilen ein Gefühl der Bewunderung zum Ausdruck kam. Manchmal kam es zu lebhaftem Wettkampf um einen besonders hervorragenden Gegenstand, und der Zuschlag überstieg dann um ein Vielfaches den angeetzten Preis. Die meisten Sachen aber wurden weit unter ihrem Werte losgeschlagen. Alles gelangte unter den Hammer: die kostbarsten Möbel, die reichsten Vorhänge, die wirklich einzig dastehenden Kunstwerke aus den königlichen Gemächern, vom Thron angefangen bis zu den einfachsten und gewöhnlichsten Utensilien. Als nach einem Jahre die Versteigerung offiziell für abgeschlossen erklärt wurde, blieb noch eine große Anzahl seltener und kostbarer Gegenstände als unverkauft zurück, die der Staat zum Austausch oder zum späteren Verkauf an Privatpersonen bestimmte oder für die öffentlichen Sammlungen reservierte. Bereits zu Beginn der Versteigerung hatten die verschiedenen staatlichen Behörden eine große Anzahl von Gegenständen für sich beansprucht. Ein Altenbündel enthält das Verzeichnis der vom Konvent verlangten Sachen, wie Tische, Schreibtische, Stühle, Sessel, Teppiche, Kanapés, Betten, Vorhänge usw. Den Krankenhäusern und den Spitälern wurde ungefähr alles überliefert, was die ehemaligen königlichen Kellereien und Küchen enthalten hatten. Der Waffenmanufaktur von Versailles teilte man die Werkzeuge aus der Schlosserwerkstatt „Capets“ zu, die auf 1983 Livres geschätzt wurden, und ein Privatmann kaufte schließlich einen Tisch und andere Gegenstände einer Meiereieinrichtung aus geädertem, weißem Marmor für 514 Livres. Schlosserei und Meierei gehörten zu den Spielereien und Liebhabereien des Königs und der Königin, die durch Rousseau in Mode gekommen waren.

Humor.

Kurze Antwort. Bei einer Feuersbrunst, die in Abwesenheit des Hausbesizers ausbrach, wurde an diesen telegraphiert: „Haus brennt, was tun?“ — „Löschen!“ kam die prompte Antwort.



Elia: „Warum willst du denn eigentlich den Leutnant von Rannvich nicht heiraten? Was hast du gegen ihn?“

Bella: „Erstens besitzt er keinen Geist. Sodann kann er nicht tanzen, nicht reiten, nicht Tennis spielen. Ich bitte dich, was soll ich mit ihm machen?“

Elia: „Aber er schwimmt geradezu großartig.“

Bella: „Allerdings. Aber ich heirate doch keinen Mann, um ihn in ein Binnmeraquarium zu setzen.“

